

Narodna in univerzitetna knjižnica
▼ Ljubljani

109340

sturm

GEDICHTE





Gedichte
für die
reifere Jugend

von
Dr. Alexander Sturm,
k. k. Gymnasial-Lehrer



Tilli, 1892.

Druck und Verlag von Dragotin Hribar.

109340



109340



PLC 10957 / 1951

Dem hochwohlgebornen

Herrn

 Hofrath Dr. E. Wolf 

ehrfurchtsvollst gewidmet

vom Verfasser

Ein Knabentraum.

Wie oft bin ich gestanden in heller Sternennacht,
Die Büchse in den Händen, des Lagers treue Wacht, —
Im duft'gen Palmenhaine — dort, an der Wüste
Saum —

Ob ich es auch nur träumte, war's doch ein schöner
Traum!

Ringsum, Welch' tiefes Schweigen — nur schwach vom
fernen Quell

Ertönt des Schakal's Heulen, des Wüstenwolf's Gebell;
Nie hab' ich d'rauf geachtet, hab' halb nur d'rauf gehört,
Schakale — feig's Gesindel, nicht eines Schusses wert.

Und fortan tiefes Schweigen — da dumpfer Donner
dröhnt, —

Furchtjam zerstiebt die Meute — des Löwen Stimme
tönt, —

Und weithin in der Steppe flieht jegliches Gethier —
Der Wüste Herr und König betritt sein Jagdrevier.

Und näher grollt sein Donner — „Die Waffen in die
Hand!“

„Es kommt ein stolzer Gegner, ein Held euch wohl=
bekannt;“

„Vom Lager auf, Genossen, zur Gegenwehr bereit,“
„Der Löwe wittert Beute, der Löwe wittert Streit!“

„Nicht scheucht ihn blindes Drohen — es flieht nur der
Schakal“ —

„Zu ringen und zu kämpfen, das ist des Helden Wahl.“

„Nicht hat er je im Streite sein eigen Blut gespart,

„Die Beute zu ertrogen, das ist des Leuen Art.“

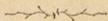
„Vom Lager auf, Genossen“ — umsonst! man hört
mich nicht!

Kein rauher Schrei, kein Jagdruf die Stille gellend
bricht!

Nicht tönt des Leuen Stimme von Blutgier angefacht,
Kein Schuß zerreißt das Schweigen der hellen Tropen=
nacht.

„Vom Lager auf, Genossen“ — umsonst, es ist ein
Traum!

So schöner Traum, daß selber ich fassen kann es kaum,
Wie nur in Knabenhaften entzückten Phantasien
Gebilde jener Lande mich märchenhaft umziehen!



Die Garde.

Schon sinkt die Sonne nieder, geschlagen ist die Schlacht;
Die Deutschen brachen wieder des großen Kaisers Macht;
Es flieht das Heer der Franken, die Feinde drängen nach,
Die besten Truppen wanken, verloren ist der Tag.

Verstummet ist schon lange das stolze vive l' empereur,
Die Kühnsten irren bange entmuthigt hin und her, —
Und Frankreichs Adler liegen, der Hilf' und Rettung bar,
Nach mehr als hundert Siegen gestürzt für immerdar.

Da — mitten unter Leichen am blutgedrängten Feld,
Wo schon die Bravsten weichen, noch eine Schaar sich
hält:

Des Kaisers alte Garde will fliehen nimmermehr,
Steht fest um die Standarte im Arme das Gewehr.

Die sonngebräunten Krieger, die alle Welt bekriegt, —
In allen Schlachten Sieger, sie sind nun auch besiegt;
Und wieder sind die Farben von Frankreichs Heldensohn,
Für die viel tausend starben, gestürzt von Albion.

Ihr Kaijer ist geflohen; wo tausend Feinde nah',
Wo tausend Feinde drohen, steh'n Sie verlassen da;
In Reihen eng geschlossen und wohl auf ihrer Hut,
Die Blicke trüb, verdrossen, voll ernstern Todesmut.

Da stürmen Kürassreiter in dichten Reih'n heran,
Durch all' die todten Streiter führt ihre breite Bahn,
In wildverwegnem Ritte, in tollem Rosseslauf,
Doch wenig hundert Schritte, — die Garde hält sie auf.

Als dann den Sturmeswellen die Krieger schlachtergraut
Sich kühn entgegenstellen — die Waffen klirren laut:
Hier, hoch auf mut'gen Rossen Alt-Englands Heldenblut,
Die Garde dort, entschlossen, voll stolzem Todesmut.

„Ergebt euch,“ hört man's schreien hell aus der Reiter-
schar,

„Es flieh'n der euren Reihen, ihr seid der Hilfe bar,“
„Der Sieg ist uns zu eigen, kein Widerstand nützt mehr,“
„Ihr müßt euch endlich beugen und strecken das
Gewehr.“

„Es sind nur wenig Schritte von euch zu uns heran,“
So ruft laut aus der Mitte der Gard' ein wackrer
Mann,

„Und wollt' ihr's euch erwerben, holt selber euch's
Gewehr,“

„Die Garde kann wohl sterben — sich geben nimmer=
mehr!“

Da sprengen an die Kasse, da klingt es Hieb auf Hieb,
Von tödtlichen Geschossen, getroffen mancher blieb;
Zerstampft von Pferdehufen noch einmal „vive l'
empereur!“
Die alten Krieger rufen — die Garde ist nicht mehr!



Frankreichs Sohn!

Am Berg zu Bujukdere stand ich an Freundes Seit',
Vor mir die beiden Meere; in strahl'nder Herrlichkeit
Drückt auf die Silberwellen des schönen Bosporus
Die Sonne ihren hellen und letzten Abendkuß.

Wie himmlisch schön die Lande, zu beiden Seiten grün,
Wie gleich dem Silberbände hindurch die Wellen ziehn;
Klar ist die Luft, und helle erglüht das Firmament —
Gegrüßt aus voller Seele sei mir, du, Orient!

Mein Freund steht still daneben, schaut schweigend auf
die Flut,
Und seine Pulse leben, sein Blick am Boden ruht,
Sein Auge seltsam funkelt, so feucht und thränenschwer,
Als ob es längst undunkelt von tiefer Sorge wär!

Die Mutter hat geschrieben vom fernen Rhonestrand,
Gab Kunde ihm vom lieben, so theuren Vaterland;
Ob dies auch Lust und Freude dem Sohne sonst gebracht,
Jetzt hat mit tiefem Weide der Heimat er gedacht.

Sie schrieb von schweren Tagen, von Kummerniß und
Not,

Es fehlt nach ihren Klagen dem Volke selbst an Brot!
Es liegen brach die Fluren, Verkehr und Handel bricht,
Man kann des Elends Spuren fast schon verbergen nicht.

Die Straßen voll von Armen, von Bettlern klein und
groß,

Und niemand hat Erbarmen, jedweden drückt sein Loß;
Wird Friede nicht geschlossen, beendigt bald der Krieg,
Erliegt das Land dem großen, unseligen Geschick.

Wie traf den Freund die Kunde! Er senkt das stolze
Haupt;

Es hat ihn diese Stunde der Fassung ganz beraubt;
Der Kriegsrühm ist vergessen, der Frankreichs Fahnen
schmückt,

Und kaum kann er ermessen das Leid, das ihn bedrückt.

Da weithin in die Ferne der Abendchuß erdröhnt,
Und stolz auf zu den Sternen die Marseillaise ertönt,
Der Freiheit Hymnen zucken elektrisch an das Ohr
Des Freund's, mit stolzen Blicken hebt er das Haupt
empor.

Und sieht die schöne Szene, die sich dem Blick enthüllt!
Dort an der Bergeslehne im grünenden Gefild,
Dort lagern Frankreichs Heere, gefürchtet und gerühmt,
Und draußen auf dem Meere die Flotte Frankreichs
schwimmt.

Aus langen Kriegen siegreich sind sie zurückgekehrt,
Die Zahl von Frankreichs Siegen unzählbar sich vermehrt,

Dreifärbig weht am Strande die Flagge unbesiegt,
Die über weite Lande sich herrschend jetzt erstreckt.

Da zuckt es ihm zum Herzen — sein Vaterland ist groß!
Vergessen sind die Schmerzen, der Heimat traurig Loos;
Es schwillt in hoher Freude die Brust, nicht seufzt er
mehr,

Laut ruft er in die Weite: „Hoch Frankreich! vive
l'empereur!“



Die Wüste.

In meinen Träumen seh' ich's oftmals winken
Aus fernen Landen wie mit Geisterhand,
Von meinen Augen dann die Schleier sinken,
Und wieder steh' ich dort im Dattelland.

Und wieder steh' ich unter schlanken Palmen,
Die ich von ferne einstens schon begrüßte,
Und an der Gräser hochgespross'nen Halmen
Kenn' ich die Nähe schon der großen Wüste.

Die Wüste! o! wie drängt bei diesem Worte
Zum Herzen ahnungsvoll sich mein Geblüt,
Als ob — dort an des ewigen Schweigens Pforte
Entschwund'ner Zeiten Glück mir wieder blüht!

Die Wüste! Endlos liegt sie ausgebreitet
Zu meinen Füßen wie ein glühend Meer,
So weit der Blick zum Horizonte gleitet
Bis hier zu der Dasequelle her. —

Ein Chaos dort, von mächt'gen Felsenblöcken,
Zerklüftet, von der Sonne rothgeglüht,
Und zwischen durch auf unermess'ne Strecken
Der Flugand sich in Wellenformen zieht.

Ver sengend brennt der Sonnenstrahl hernieder,
Entflammt die zitternd glutgefüllte Luft,
Und bricht verstärkt das Auge blendend wieder
Zurück sich dort an jener Felsenluft.

Kein Baum, kein Strauch läßt seinen Schatten fallen
Dort auf die Fläche, wo in heller Glut
Sich glänzend all' die Steingelände malen,
Auf denen ungebroch'nes Schweigen ruht.

Da stürmt's heran mit hegenhaftem Brausen,
Es beugt sich tief erschüttert jeder Halm,
Die Luft ertönt von geisterhaftem Sausen,
Vom Himmel senkt herab sich heiß der Qualm;

Ein fahler Schein, nicht Nebel ist's zu nennen,
Der jetzt empor am Horizonte steigt,
In seinem Glanz die Felsen heiß erbrennen.
Die Palme zagend ihre Krone neigt.

Und Stoß auf Stoß pfeift's durch die stillen Lüfte —
Die Erde zittert und der Felsen hebt —
In jene Wand dort reißt es neue Klüfte,
In düstern Massen sich der Sand erhebt.

Den Wüsten-Samum siehst du auferstehn,
Er tobt in gräßlich ungezähmter Wut,
Dreht vor sich her in nebelhaftem Drehn
Des leichtbewegten Sandes wilde Flut. —

Am Mittag fast ist Mitternacht geworden,
Und Dunkelheit die Wüste rings umfängt,
Verjüngend über kaum belebten Orten
Der Todesengel seinen Flügel hängt.

Du kleiner Mensch! was nützt dir alles Streben,
Auf daß du herrschest auf der weiten Welt,
Nur einmal darf die Erde wild erbeben,
Und hilflos ist auch deine Kraft zersehnt!



Heimweh.

Am Fenstereisengitter, die Thüre wohlverwahrt,
Die Wände und der Estrich sind Stein an Stein ge-
paart —
Und auf dem dürst'gen Lager ein Mann liegt hin-
gestreckt,
Dem wunderholde Träume der Schlummerngott erweckt.

Die festen Mauern schwinden, die Kette bricht und fällt;
Nicht hält ihn mehr das Gitter, — er tritt hinaus
zur Welt,
Durchschreitet Wald und Felder, am klaren Bach vorbei:
Nicht hält ihn mehr die Zelle, er ist jetzt — endlich —
frei!

Es liegt vor seinen Blicken ein freundlich stilles Thal,
Vom dunklen Forst umschlossen, — die Heimat seiner
Wahl,
Ist dort das kleine Häuschen, vom Nebenstoß umrankt,
Wie heiß im Wiedersehen sein Herzschlag pocht und
bangt!

Dort spielt am grünen Rasen die frohe Kinderschar,
Die Augen blau und sinnig und lockicht blond das Haar;
Mit sorgsam ernstern Mienen die Mutter sie bewacht,
Man kennt, daß sie seit Langem viel öfter weint als
lacht.

Nun tritt er an die Pforte — jetzt hat sie ihn erblickt —
Sein Weib hält er umschlungen, er weint und küßt
entzückt

Die abgehärmten Wangen, faßt ihre treue Hand —
Da klrirt die Eisenkette, der Traum, sein Glück ent-
schwand.

Nicht steht er bei den Seinen in seiner Heimat Schoß,
Durch Jahre schon gewaltsam man ihm dies Glück
verschloß;

Und manche bittre Thräne, manch' banges Jahr ver-
fließt,

Bis er die theuern Kinder, sein treues Weib umschließt.

Da rüttelt er am Gitter — er will, er muß hinaus
Zum stillen grünen Thale, zum rebumrankten Haus;
Umsonst! die Stäbe halten, nicht bricht sie Stoß und
Schlag,

Nicht winkt ihm noch die Freiheit, obs Herz auch
brechen mag!



Der Heimatlose.

Es lagen im schattigen Walde
Zwei wandernde Bursche in Ruh'
Und horchten dem Sange der Vögel,
Dem Rauschen der Wipfel zu;

Und sprachen von Städten und Ländern,
Die sie auf der Reise geschaut,
Und haben sich Freuden und Leiden
Und Hoffen und Sehnen vertraut.

Der Eine erzählt von der Heimat,
Erzählt von der herrlichen Zeit,
Wo emsig die Eltern verwahrten
Den Liebling vor jeglichem Leid.

Wie freudig die Kinder da spielten,
Vom Mütterchen sorgsam bewacht,
Wie herzlich die Schwänke der Kleinen
Großväterchen oftmal belacht.

Wie segnend der Vater zum Guten
Den scheidenden Sohn wohl verwies,
Wie sorgenvoll weinend die Mutter
Ihr Kind in die Fremde entließ.

„Und kehre ich heim, welche Freude!“
„Unmöglich zu schildern ist's mir;“
„Du wirst es in eigener Heimat“
„Wohl selber erleben an dir.“

Der andre sah still gegen Himmel,
Nachdenklich zu Boden darauf,
Es stieg nur ein schmerzlicher Seufzer
Zum leuchtenden Äthermeer auf.

Und es hat eine einzige Thräne
Das brennende Lid ihm gelabt:
Der Ärmste hat niemals im Leben
Eine freundliche Heimat gehabt,



Der Waisenknabe.

Im dunklen Wald an einem Bach
Ruhet aus ein armes, müdes Kind,
Und seufzet schmerzlich weinend: „Ach!
Wo wohl die lieben Eltern sind?“

Die Welt durchstreift's, sein täglich Brod
Zu holen sich von Haus zu Haus;
„Ach! rief mich doch von hier der Tod,
Mit meinem Leiden wär' es aus.“

„Ich würde meine Mutter seh'n,
Die mich unendlich hat geliebt;
Ich dürft' zu meinem Vater geh'n,
Dess' Tod mich gar so sehr betrübt!“

Die Theuren ruhen lange schon
Im tiefen, kühlen Erdengrab,
Indessen ihr verlass'ner Sohn
Den Wald durchstreift am Wanderstab,

„Ich dürfte hungern nicht wie heut',
Die Füßchen würden nicht mehr wund,
Zu sterben bin ich schnell bereit,
Ich folgte gern' dem Ruf zur Stund'.“

So klagte er im tiefsten Schmerz
Und schief im Moos ermattet ein:
Gebrochen war des Knaben Herz;
Nun wird er bei den Eltern sein.



Elfen Reigen.

Mit lieblichem Sange auf Wiesen und Feld
Hinschweben die Elfen im Tanze,
Die Ballnacht der lustigen Wesen erhellt
Das Mondlicht mit magischem Glanze.

Sie singen so lockend, melodisch und leis
Von treuer, herzinniger Minne,
Sie spielen und schäkern so fröhlich im Kreis,
Berücken des Wanderers Sinne.

Ihn fesselt das Schaubild im düsteren Wald
Er kann sich davon nimmer trennen,
Wohl faßt's ihn wie Schauer und Bangen so kalt,
Doch hält ihn ein mächtiges Sehnen.

Sie nahen allmählig im lustigen Tanz,
Es schwindet vor ihnen der Schauer, —
Er schaut in die leuchtenden Augen voll Glanz,
Voll Sehnsucht, Verlangen und Trauer;

Sie fingen von Liebe und Liebeslust,
Und schließen um ihn ihren Reigen,
Vorahnend schwellt höher die glühende Brust, —
Er gibt sich den Geistern zu eigen!



Weihnacht.

Draußen bläst der Sturm so eifig
Sich ein schaurig Schlummerlied,
Braust vorbei an hellen Fenstern,
Wirbelnd treibt den Schnee er mit.

D'rinnen kniet die Mutter betend
An des Kindes Schmerzensbett,
Schickt zum Schöpfer ob den Sternen
Dort zum Vater manch Gebet.

„Schlumm're Herzchen, schlumm're süßer,
„Besser ist es über Nacht, —
„Vater schirm' mein liebes Herzchen,
„Schutzengl, nimm's in deine Wacht!“

Müde schließen sich die Augen,
Die gewacht so lange Zeit,
Und entschlummert war die Mutter
An des theuren Kindes Seit'.

„Mutter!“ ruft es schmerzvoll leise,
Sie aus kummervollem Traum,
„Mütterchen, Christkindlein ruft mich
Jetzt zu seinem Weihnachtsbaum.“

„Ach wie schön, wie schön, — ich komme —
„Mutter, warum weinst Du? —
„Sieh die lieben Englein lachen
„Freundlich grüßend all mir zu.“

Und ein letztes sanftes Lächeln,
Und ein letzter süßer Gruß —
Und das ganze Glück der Mutter
Scheidet mit dem letzten Kuß.



Bettlerkindses Christnacht.

Ein Knäblein schaut an einem Fenster
Entzückt und sehnsuchtsvoll hinein,
Doch bebt's vor Frost am ganzen Leibe,
Möcht' auch im warmen Stübchen sein;

Im Stübchen, das im Strahlenmeer
Der Lichter wundervoll erglänzt,
Im Stübchen, wo die grüne Tanne
Mit Gaben reichlich ist bekränzt.

Der Schnee knarrt unter seinen Füßchen,
Der Nordwind peitscht sein Lockenhaar,
Und feuchter Nebel trübt die Augen,
Und seine Fingerchen sind starr.

D'rum sehnt es sich in's warme Stübchen
Und in den frohen Kinderkreis,
Möcht' sich mit ihnen herzlich freuen
Und auch empfangen seinen Preis.

Allein so sehr es sich mag sehnen,
Bleibt's ihm doch nur ein süßer Traum,
Denn ihm, dem armen Bettlerkinde,
Schmückt niemand einen Tannenbaum.

So sinkt es an dem Fenster nieder
Und schläft ermattet, ruhig ein,
Der Himmel dienet ihm zur Decke,
Sein Ruhelissen ist ein Stein.

Und milde Träume es umschweben:
Christkindlein nahm es an der Hand
Und führet es in lichte Räume,
Wo es den schönsten Christbaum fand. —



Bleib' an Bord!

Jünger Neptuns! willst du wirklich
Treu los werden deinem Schwur?
Willst die weite Meeresfläche
Tauschen gegen Wald und Flur?!
Willst die Lämmer friedlich hüten
An des Baches grünem Rand,
Statt vom Bord des Orlogschiffes
Stolz zu schaun auf's flache Land!

Sieh — es braust die Wö gewaltig
Und es flutet hoch die See,
Schäumend brechen sich die Wogen
An der Düne dort im Lee;
Dicht gerafft die Segel liegen
Hart am Wind, es stöhnt der Mast,
Wenn der Sturm mit kräft'gem Drucke
Voll die breiten Linnen faßt.

Dunkle, weißbekämmte Wogen
Bäumen sich zum Himmel auf, —
Horch — es ruft die Botsmannspfeife:
„Alle Mann auf's Deck herauf!“
Unheildrohend schlägt die Brandung
Schäumend an den Steuerbord,
Gischend am geschweiften Buge
Bricht die See sich fort und fort.

„Reißt die Marje, los den Klüber,“
„Frisch, die Hände flink gerührt,“
„Dass das Schiff des Sturmes Wüten“
„Minder in den Linnen spürt,“
„Steuerbord gehalten, Mate —“
„Steuerbord, sonst treibt die Flut uns“
„Dwars ab auf den Dünen sand.“

Kreischend ziehen weiße Möven
Um das sturmbedrohte Schiff,
Und mit perlengleichem Schaume
Schlägt die Brandung an das Riff —
„Steuerbord — beschlagt die Brame,“
„Auch das Oberbram herab —“
Und von kund'ger Hand geleitet
Fällt das Schiff vom Lande ab.

Sieh! im Kampf der Elemente
Fühlt der Mann sich fast ein Gott,
Scheut, der eignen Kraft vertrauend,
Fährnis nicht und Sturmesnot.

Und Du willst uns jetzt verlassen?
Bleib' an Bord! Schiffsmatte bleib —
Auf der See nur wohnen Männer,
Wer am Land wohnt, ist ein Weib.

Wer am Land stirbt, o! den gibt man
Nur ein wurmzernagtes Grab;
Sei, den braven Seemann senken
Wir zum Meeresgrund hinab,
Und die See ist seine Decke
Von der Sonne Strahl verschönt,
Und die Windsbraut ist sein Grablied,
Jedes Schiff sein Monument.

Bleibe, Mate, bleib' am Meere —
Keines Seemanns Freund ist's Land;
Mancher liegt schon dort begraben
Modernd in dem Dünenand;
Nur die See ist Deiner würdig,
Sie, der treu Du stets vertraut,
Sei für immer Deine Heimat,
Und Dein Schiff sei Deine Braut.



Der Auswanderer.

Leb' wohl, du Hütte, lebe wohl!
Ich sehe dich nie mehr,
Mein Auge ist der Thränen voll,
Das Scheiden wird mir schwer,
Ich ziehe in die weite Welt,
Leb' wohl, hold Nachbarkind!
Schon hat die Segel sanft geschwellt
Ein leiser, milder Wind.

Leb' wohl, o Heimatland, leb' wohl
Mein theures Vaterland!
Die Brandung braust, die See geht hoch,
Die Flut bedeckt den Strand.
Es rufet laut der Glocke Ton
Am Deck zum letzten Mal.
Das Boot harret meiner lange schon
Im grünen Wellenschwall.

Nur wenig kurze Stunden noch,
Das Meer hüllt mich dann ein,
Und über mir am Himmel hoch
Nur wilde Möven schrein,
Und das Gestade mir entweicht,
Der weiße Klippensand;
Den trüben Blicken schnell entfleucht
Mein schönes Vaterland!

Hinab in's Meer die Sonne scheid
Mit ihrer Abendglut,
Und durch die Raa der Ostwind zieht,
Hoch geht die dunkle Flut. —
Schon glänzt des Mondes bleiches Licht
In stiller Abendpracht,
Bald ist mein Schiff auch außer Sicht,
O Heimat, gute Nacht!

Hin fliegt das stolze Segelschiff
Im dunklen Wellenblau,
Vorbei am steilen Felsenriff,
Der Wind weht kalt und rauh;
Er bläst die weißen Segel voll,
Unheimlich braust die See,
Lebt wohl, ihr Freunde, lebet wohl!
Die Trennung thut mir weh.

Jetzt bin ich in der Welt allein
Auf weitem Ocean,
Bedroht von manchem schroffen Stein
In dunkler Wasserbahn.

Zum theuren, heimatlichen Strand
Seh' ich nicht mehr zurück,
Such' mir ein neues Vaterland,
Ein neues häuslich' Glück.



Geächtet und verlassen.

Kein Frühlingshauch erquickte je mein armes Leben,
Gewitternacht lag auf demselben ausgebreitet,
Ein friedliches Geschick vernichtete mein Streben
Und hat mich grausam falsche Bahnen nur geleitet.

Ich war zur Freude und zum Glücke nicht geboren,
Mir blieben unbekannt der Mutter Roseworte,
Nie drang des Vaters guter Rath an meine Ohren,
Fern blieb mir immer jeder Freund an jedem Orte.

Mein fürchterliches Los vermocht' ich nie zu fassen:
Der Menschen Gnadenbrot benetzte meine Thränen,
Barfuß zog ich dahin die vollbelebten Straßen,
Das bange Herz erfüllt von ungestilltem Sehnen.

Ein fadenscheinig Kleid bedeckte meine Glieder,
Und sank entkräftet und ermüdet ich in wilder
Verzweiflung endlich auf mein hartes Lager nieder,
Da quälten selbst im Traum mich schreckenhafte Bilder.

Wohin ich immer meine Augen mochte wenden,
War es vergeblich, Hilfe, Mitleid, Trost zu finden,
Denn auch der Himmel wollte keinen Lichtstrahl senden,
Und trauernd sah ich so die letzte Hoffnung schwinden.

Nur einmal ist's geschehn, da schwelgte ich im Glücke,
Das lustberauschet ich für immer wollt' erfassen,
Doch bin ich wieder durch des bösen Schicksalstücke
Seit jener trauten Stund' geächtet und verlassen.



Blumensehnsucht.

Die Lotusblume wiegt am Strand
Die goldgefärbte Krone,
Sie hört, wie sich die Wellen dort
Erzähl'n von ferner Zone;

Erzähl'n vom fernen Alpenland
Und seinen reichen Feldern,
Von seinen mächt'gen Bergeshöh'n,
Bedeckt mit dunklen Wäldern;

Wo auf die höchsten Gipfel sich
Der ew'ge Schnee senkt nieder,
Das grüne Thal doch wiederhallt
Von muntren Vögel Lieder;

Wo zarte Blumen hell erblüh'n,
Blaubeißen und Narzissen,
Goldhelle Falter dort voll Lust
Die bunten Kelche küssen;

Erzählen, wie der Zephyr dort
Mit all' den Blüten kose,
Erzählen von der Königin
Der Blumen, von der Rose,

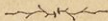
Die weithin ohne Gleichen ist,
Des Frühlings Auserkorne,
Des Blumenreiches Herrscherkranz
Trägt sie, die Duftgeborne.

Sie blüht im goldnen Sonnenstrahl,
Ein herrliches Gebilde,
Es huldigen in Demut ihr
Die Blumen der Gefilde.

Es ist ihr Kleid an Farbe gleich
Den schönsten Mädchenlippen
Es ist ihr Kelch an Duft so reich,
Gar wundervoll zu nippen.

So sprechen, so erzählen sich
Die Wellen oft und lange,
Die Lotosblume lauscht und 's Herz
Wird ihr so schwer und bange.

Sie bebt vor schmerzlich süßem Leid,
Es fließen ihre Thränen,
Und nach der nord'schen Rose faßt
Sie unnenmbares Sehnen.



Des Menschen Herz.

Wie ein Stern, so leuchtend, helle
Oben an dem Himmelszelt',
Der in seinem reinen Glanze
Ewig eint in sich die Welt;

Wie ein Edelstein, so herrlich
Glänzt im gold'nen Sonnenlicht',
Wenn sein Strahl die schönsten Farben
Kränze spielend durch ihn slicht;

Wie die Flamme, die verzehrend
Unheil, Tod und Elend bringt,
Wenn entfesselt sie im Wüthen
Hoch zum Himmel auf sich schwingt,

So erglüht im Menschenherzen
Nur ein Funke, matt und klein,
Wie ein Stern, so lieblich leuchtend,
Wie Demant, so hell und rein.

Glücklich, wer in dieser Größe
Ewig ihn nur so behält,
Wenn in seines Herzens Tiefe
Nie ein zündend Feuer fällt.



Mondnacht.

Es trieb mich einst in's Freie
In heller Mondennacht,
Der Himmel lachte freundlich
In seiner Sternenpracht.

Da lag die weite Gegend
Im klaren Lichte hier,
Und dort in düst'res Dunkel
So dicht gehüllt vor mir.

Es rauschte in den Blättern
So geisterhaft und weich,
Es schwebte durch die Bäume
So nebelgrau und bleich:

Und näher, näher zogen
Der Waldeselfen Reih'n, —
Sie schwankten her so geistig
Im klaren Mondenschein!

Da ward mir kalt und bange
Vor diesem Zauberbild
Bis es an mir vorüber
So schaurig, nächtlich wild.

Es hoben sich zum Himmel
Gestalten geisterbleich,
Verschwanden dann in Wolken
Dem grauen Nebel gleich.

Ihr sagt, es war nur Täuschung
Ach nein, ich sah's am Blick
Nein, diese Elfen waren
Des Menschen, mein Geschick!



Naturleben.

Im Walde rauscht's von Baum zu Baum,
Und lacht so sanft und leiz,
Und lebt und treibt und spielt so froh
Durch Blätter und durch Reiz.

Im Bächlein rauscht es wundersam
In sanfter Melodei
Und lacht aus klarem Spiegelquell
Zu lojer Spielerei.

Und Bächlein rauscht durch Flur und Wald
Die frohe, leichte Bahn,
Und Zephyr zieht vom Flurgeheg'
Durch Wald und Wiesenplan;

Und kosend neigt er nieder sich
Und küßt sein Spiegelbild,
Doch hat's ein neck'scher, böser Nimpf'
Ihm boshaft weggespült.

Und Wellen drängen wunderbar
Im tollen, kind'schen Spiel
Zurück und vor sich, plaudernd fort
Im raschen Lauf' zum Ziel' ;

Und wo vom Silberschaume frei
Der Himmel lugt hervor,
Drängt eine Wolke spiegelnd sich
Darüber schnell empor —

Im Walde wächst das Rauschen an
Und rauscht von Baum zu Baum,
Wie wenn ein Riese schüttelnd sich
Erwacht aus bösem Traum'! —



Parabel.

An blumenreicher Stelle,
Des Eichenhaines Schoß,
Da lächelt eine Quelle
Aus grünem, duft'gen Moos!

Sie rauscht so sanft und leise
Durch's stille Waldesgrün,
Und kost' im Blumenkreise
Durch das Gefilde hin.

Die Bäume neigen nieder
Die Äste zu dem Bach',
Und lispeln hin und wieder,
Und seh'n ihm freudig nach.

Sie sprechen und erzählen
Von seines Spiegels Glanz',
Dem sich wohl mag vermählen
Des Ufers Blumenkranz.

Und ruhig läuft das Bächlein
Durch Wald und Wiesensflur,
Ein Zug von munt'ren Fischlein
Folgt spielend seiner Spur.

Da wirft dem frohen Leben
Im freien Flurgeheg'
Mit tobend Donnerbeben
Ein Fels sich in den Weg.

Er kam von Bergeshöh',
Wo er am Abhang' schlief,
Gelöst vom Eis' und Schnee
Hernieder zu der Tief!

Und all des Bächleins Ringen,
So sehr es sich auch regt,
Es kann ihn nicht bezwingen —
Er liegt dort unbewegt.

Er hemmet seine Wellen
In ihrer freien Bahn,
Dass sich die Fluten schwellen
Und wachsen zu ihm an.

Und schwarze Wolken ziehen
Im raschen, geist'gen Lauf',
Und Blitz' und Blitze glühen
Am Horizont' herauf.

Der Himmel hat undüstert,
Verhleiirt seine Pracht,
Sich mit dem Bach' verschwistert
Zum Kampf mit Erdenmacht.

Und stärker braust es nieder
Zum Fels in toller Wut,
Und stau't an ihn sich wieder,
Und höher wächst die Flut.

Die stille, klare Quelle —
Sie ward zum stürm'schen See, —
Die friedlich zieh'nde Welle —
Sie ward zur rächend Fee.

Der Fels beginnt zu stöhnen,
Er zittert, wankt und bebt. —
Willst bergesfest dich wäbnen,
Zeig', wie man widerstrebt!

Jetzt stürzt er donnernd nieder,
Er bäumt sich nochmals auf,
Das Wasser faßt ihn wieder
Im wütend ries'gen Lauf',

Hebt ihn im kühnen Bogen
Und schleudert weit hinaus
Den mächt'gen Fels, die Bogen
Dann nach mit Sturmgebrauf'!

Und dort, wo plötzlich wieder
Die Bergwand steilab geht,
Dort schleudert es ihn nieder
Zum tiefen Thalesbett';

Da stürzt er, daß es gelleet
Durch's sturmerregte Thal,
Und liegt zu Staub zerfessellet
Vom bergeshohen Fall';

Und hinterher mit Loben
Wälzt sich der zürnend Bach
Nuch thalwärts dann von oben
Dem Felsen donnernd nach.

Berwäscht die letzten Spuren,
Bedeckt den Trümmerhauf
Und hält durch ruh'nde Fluren
Dann friedlich seinen Lauf.



Erdengeschick.

Wer mag das Räthsel lösen, wer ergründen,
Warum nicht gleich das menschliche Geschick?
Wer aus dem Labyrinth den Ausgang finden,
Und wer versteh'n, was Unglück sei, was Glück?
Hier trägt ein Greis noch schwer des Lebens Bürde,
Indeß ein Kind dort in die Grube sinkt;
Ein Bettler hier, ein and'rer reich an Würde,
Und dennoch jeder um das Dasein ringt;
Wer mag ergründen, daß nicht alle gleich
Hingeh'n an Jahren und an Gütern reich?

Der Hagestolz, so einsam und verlassen
Auf dieser Erde, ohne Schmerz und Lust,
Er kann nicht lieben, und er kann nicht hassen,
Des Menschen Pflicht ist er sich nicht bewußt; —
Begraben in den abgeschloss'nen Mauern
Beweint die Jungfrau, daß sie unbedacht
In voller Jugendkraft den Todessehauern
Sich gegenlos wohl selbst so nah gebracht.
Wer mag versteh'n, daß diese beiden nicht
Theilnehmen können an der Lebenspflicht!

Auf's Grab des Hingeshied'nen stürzet nieder
Der Witwe und der Waisen Thränenflut;
Wer wird sie künftig trösten, immer wieder
Sie schützen sammt dem kleinen Hab' und Gut?
Der Liebe und der Freundschaft bitt're Klagen
Durchzittern wehmuthsvoll die weite Luft;
Sie schau'n hinab mit Bangen und mit Zagen
In des verblüchten Freundes kühle Gruft;
Wer hat sich schon den Grund hier ausgedacht:
Warum wohl das Geschick solch Leid gebracht?

Hier prangt die Flur im vollen Blüten schmucke,
Dort wieder ist nur armes Heideland;
Hier seufzen Völker unter schwerem Drucke,
Dort wieder waltet eine milde Hand;
Hier steh'n gefüllt die Scheunen und die Speicher,
Dort grinst die Not aus jedem Angesicht,
Hier mehret sich der Wohlstand immer reicher,
Doch dort es an dem Nötigsten gebricht.
Wer zeigt den Ausweg aus dem Labyrinth?
Wer mag es sein, der Hilfe hier ersinnt?

Zum eben aufgeworf'nen Leichenhügel
Der Gatte wankt im Herzen Schmerz und Pein,
Für ewig hüllen ja des Todes Flügel
Die Gattin ihm, der Kinder Mutter, ein. —
Der lebensmüde Greis, dem heimgegangen
Die Seinen alle schon vor langer Zeit

Wischt sich die Thränen von den hohlen Wangen
Und seufzt: Gieng ich statt ihr zur Ewigkeit!
Wer dieses Räthsel etwa lösen kann?
Warum das Weib und nicht der Bettelmann?

Im Keimen schon kann selbst die Knospe fallen,
Verblüh'n die Blume, da sie blühte kaum,
Im Wind das froh erklung'ne Lied verhallen,
Der Sturm das Bäumchen knicken und den Baum;
Doch wird die Erde wieder Knospen bringen,
Für welche Blumen werden and're blüh'n,
Von neuen Liedern wird die Brust erklingen,
Die Sonne über jungen Baumschlag glüh'n.
So löst das Räthsel sich durch das Gebot:
Der Tod im Leben, Leben auch im Tod!



Kreislauf.

Mich fröstelt; es fallen die Blätter schon
Der Herbstwind schüttelt die Zweige —
Ein neues Jahr verrinnt im Sand,
So geht das Leben zur Neige.

Ein neues, kaum begonnenes Jahr, —
Es reiht sich der Tag an die Tage,
Und ungelöst bringt jeder mit sich
Dieselbe gewichtige Frage.

Die Frage vom Wollen und Sollen, auch
Vom Müssen und wieder vom Können,
Und keinerlei Mächte, die uns je
Der Frage Lösung vergönnen.

Die Lösung der Frage: weshalb wir stets
Im Wollen uns mächtig zeigen,
Drauf wenige Stunden erbärmlich uns
Vor unserem Sollen beugen.

Das Können! Wer dächte an selbes nicht
Mit bangem, ängstlichen Zagen,
Bis daß es zum Müssen gewachsen ist,
Das völlig nicht mehr zu ertragen.

Der ewige Kreislauf in dieser Welt
Ist Wollen, Können und Müssen, —
Bis wir von unerreichtem Ziel
Die eigene Menschwerdung büßen.



Der richtige Weg.

Erfasst du im Kampfe das Glück,
So halt' es mit kräftiger Faust
Und weich' vor dem Sturm nicht zurück,
Der wider dich deshalb erbraust.

Gelingt's dir für einige Zeit,
Dann hast du gewonnenes Spiel,
Der Weg wird dir eben und breit,
Und sicher erreichst du dein Ziel.

Man sieht dich, man beugt sich vor dir,
Dein Name, dein Ruhm und dein Lob
Erschallen bald dort und bald hier,
So daß du dich wunderst darob.

Für immer verloren bist du,
Erlahmt dir nur einmal die Hand,
Du findest nicht Rast und nicht Ruh',
Hältst schwer auch im Unglücke Stand.

Doch wanke nicht, bleibe dir treu
Und meide selbst jeglichen Schein,
Als ob du dich ärgerst dabei,
Dann wirst du nie lächerlich sein.



Zum Jahreswechsel.

Die Trennungsstunde schlägt, bald graut der Morgen.
So leb' denn wohl, du fliehend altes Jahr!
Und nimm mit dir zur Ewigkeit die Sorgen,
Die uns gequält und uns gebleicht das Haar,
Damit wir für die Zukunft sind geborgen,
Damit das Elend fern bleib' immerdar;
Nimm alles hin bei Deinem heut'gen Scheiden,
Nur lasse willig uns zurück die Freuden.

Dann werden wir zum Abschied dir nicht grollen
Des Leides wegen, das du uns gebracht;
Ja unsern Dank noch müssen wir dir zollen
Da du in deinem Lauf so sehr bedacht,
Dass wir der eignen Kraft vertrauen sollen
Der eignen Kraft, die uns verleiht die Macht,
Dem Misgeschicke kühn zu widerstehen
Und muthig fort auf unsrer Bahn zu gehen.

Der Zeiger hat bereits den Kreis vollendet,
Und schnell ist Mitternacht herangerückt,
Ein Augenblick — die Zeit hat sich gewendet,
Und schon das kaum Vollbrachte rückwärts liegt
Was immer uns dann auch die Zukunft sendet,
Wer kann es wissen, ob es stets beglückt,
Ob Glück und Wohlstand künftig werden blühen,
Nicht Mord und Brand die Fluren überziehen?



Frühlingslust und Jugendlust.

Feld und Au in ihrem Blumenkranze
Und der Berge Kamm und Klust
Spiegeln sich in Bächleins Wellentanze
Überstrahlt vom lichten Morgenglanze
In des holden Frühlings milder Luft,
Reich an Beilchenduft;
Durch die Fluren klingen frohe Lieder,
In den Wäldern heller Finkenschlag,
Wohlgeruch von frisch erblühtem Flieder
Würzet süß den jungen Maientag;
Laue Winde rauschen durch die Erlen
Und im Grase glänzt der Thau wie Perlen.

Grün' und goldne Käfer lustig schwirren
Durch die Flur von Blatt zu Blatt,
Wandertauben im Gebüsch girren,
Blüten blendend weiß die Bäume zieren,
Aus der Erde als ihr Festtagsstaat
Üppig keimt die Saat;

Farbenprächt'ge Falter flatternd kosen,
Wie es ja der Schmetterlinge Brauch,
In den Hecken mit den jungen Rosen,
Und mit andern zarten Knospen auch,
Vielgeschäftig Bienenschwärme summen
An den süßen Nischen bunter Blumen.

Jubelklang erschallt auf grüner Heide
Im melodischen Accord
Mädchenhold im lichten Frühlingskleide
Schmucke Jünglinge voll Lust und Freude
Schwingen sich im muntern Reigen dort
Flink von Ort zu Ort;
Unter sinnigen und heitern Scherzen
Tummelt sich herum die frohe Schar
Und im Busen pochen laut die Herzen
Vor Entzücken jedem Tänzerpaar;
Denn in aller Augen glänzt die Wonne
Hell und freundlich wie die junge Sonne.



Gruß an's Meer.

Sei mir gegrüßt im Glanz der Morgensonne,
Du Quell, der nie versiegt, sei mir gegrüßt,
Und deiner Ufer stolze Felsenkrone
Und jede Woge, welche dir entfließt!

So schön bist du, wenn alle Winde schweigen,
Nur gaukelnd schwellt im West die dunkle Flut
Zum grünen Strand, und bunte Perlen steigen
Im flücht'gen Kreise auf und alles ruht.

Doch schöner noch, wenn sich die Wässer schwellen
Und bilderreich erzitternd hüpfet der Schaum
Beim sanften Spiele silbergleichen Wellen
Im grünen Reich', dem ungemessnen Raum.

Und herrlicher bist du in deinem Grimme,
Wenn sich die Wogen schäumend thürmen auf,
Dunpff über dir ertönt des Donners Stimme,
Und schwankt das Schiff im ungewissen Lauf.

Von allen deinen Zaubern hingerissen,
Die unergründlich und geheimnisvoll,
Fehlt mir das rechte Wort, dich zu begrüßen,
Dafür empfang' der Bewund'ring Zoll!



Weinlied.

Beim Weine lebt sich's wahrhaft gut,
Da reifen die Gedanken.
Und daß im Herzen walt das Blut,
Ist ihm allein zu danken;
Darum ein Hoch dem Wein,
Dem Wein, dem Wein!

Schleicht Trübsinn in das Herz hinein,
Soll man sich nicht viel kränken,
Mit einem guten Gläschen Wein
Ist leicht er zu ertränken;
Darum ein Hoch dem Wein,
Dem Wein, dem Wein!

Der Wein erheitert das Gemüth
Und läßt den Muth nicht sinken,
Sobald er in den Adern glüht,
Da drängt er fort zu trinken;
Darum ein Hoch dem Wein,
Dem Wein, dem Wein!

Die Sorgen flieh'n, wenn golden blinkt
Der Rebenjaft im Humpen,
Und dem kein Geld im Beutel klingt,
Der soll sich eines pumpen ;
Darum ein Hoch dem Wein,
Dem Wein, dem Wein!

Die Lieder klingen froh und frei,
Wenn rund die Becher kreisen,
Und jedermann freut sich dabei
Und wird den Wein stets preisen ;
Darum ein Hoch dem Wein,
Dem Wein, dem Wein!



Lob des Frühlings.

Bereits ist vom Schläfe erwacht die Natur,
Verschwunden der blendende Schnee,
Schon zeigt sich des Frühlings liebreizende Spur,
Schon grünen der Wald und die duftende Flur
Und schimmert der wogende See.

Wie singt es, wie klingt es so fröhlich herein
In's einsame düstere Haus
Vom blühenden Hain und vom buschigen Rain
Da lockt uns und drängt uns der sonnige Schein
Gewaltig in's Freie hinaus.

Es blauen die Lüfte so leuchtend und weit,
Und glänzet die Sonne wie Gold,
O Frühling, du schöne, du herrliche Zeit!
Vom Himmel den Weilchen und Rosen geweiht,
So blühend, so duftend und hold.

Mit dir ja erwachet in wogender Brust
Der Hoffnung erwärmender Strahl
Und wecket die Freude und wecket die Lust,
Dass selbst sich das zagende Herz wird bewußt
Der Liebe entzückender Dual.



Holder Mai.

Im milden Sonnenglanze taucht
Der junge Frühlingstag empor,
Und Düste, süß erquickend, haucht
Der Wiesen Blumenflor;
Entzückend schön im grünen Kleide
Weckst du im Herzen Lust und Freude,
Holder Mai!

Weckst Freude durch der Rosen Glüh'n,
Weckst Lust durch deines Himmels Blau
Und durch der Weilchen lieblich Blüh'n
Im Moos der lichten Au;
D'rum klingen im Gesilde wieder
Zu deinem Lobe Jubellieder,
Holder Mai!

Zum Lobe deiner Blumenpracht
Melodisch durch den weiten Raum
Nur Lieder von der Liebe Macht,
Des Lebens schönstem Traum,

O, mögen sie doch nie verhallen,
Und immer nur von dir erschallen,
Holder Mai!

Von dir, du frohe Jugendzeit,
So überreich an Thatendrang
Und von der Wonne Seligkeit,
Der Liebe Hochgesang,
Aus froh bewegter Brust erklingen
Und tief in alle Herzen dringen
Holder Mai!



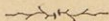
Abschied von der Alm.

Du liebe Alm! o lebe wohl!
Mit Schmerz blick' ich zurück,
Weil ich von dir nun scheiden soll,
Von dir und meinem Glück.

Der Alpenrosen lieblich Blüh'n
Mich bald nicht mehr beglückt,
Und auch der Gletscher herrlich Glüh'n
Nicht mehr mein Aug' entzückt.

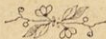
Mich hat der Berge reine Luft,
Die Sonnenherrlichkeit
Und auch des Waldes süßer Duft
Erquickt zu jeder Zeit.

So oft ich in die Fern' geschaut,
Mein frohes Lied erklang,
Worauf ein Jauchzer hell und laut
Zu mir herüber drang. —



Die Mutter.

Mein Herz, o trau're länger nimmer,
Mein armes Herz, o weine nicht,
In weiter Ferne wird es licht, —
Es kann ja werden nicht mehr schlimmer:
Dort winkt ein blasser Hoffnungsschimmer,
Dort lacht aus theurem Angesicht'
Ein liebend Herz, so gut uud schlicht,
Dem steu're zu, wohl muthig immer:
Es ist die Mutter! Mutter mein,
O laß mich klagen, weinen hier,
O laß geschützt mich bei dir sein,
Behalt', o Mutter, mich bei dir; —
Gehst du zu Gott, so sag' es mir —
Dann, Mutter, gehe ich mit dir.



Die Schwester.

Wenn Kummer meine Stirne faltet,
Mein Auge sich in Thränen trübt,
Wenn Leid mein armes Herz umgibt
Und drinnen bange Sorge schaltet,
Wenn es gefühllos dann erkaltet,
So liebeleer und ungeliebt,
Wenn meine Zukunft bang' sich trübt :
Geh' es der Herr dann, der da waltet,
Dass dein Herz mir erhalten bleibe,
Dein froher Sinn, dein heit'rer Blick
Nie mehr mich Armen dann verlässt ;
Dass deine treue Schwesterliebe
Mich tröstend über mein Geschick,
Mein schweres Leid vergessen lässt.



Um Grabe des Vaters.

So warm dein Herz, so kalt der Stein,
Der auf dein stilles Grab gelegt, —
So wüßt die Erde, die dich deckt
Im morschen öden Todtenschrein',
So fromm die Engelsseele dein,
Zu besserem Leben nun erweckt,
In die ein Gott die Lieb' gelegt,
So treu und schön, so gut und rein,
So schön du, wie der Blumenkranz;
Das Gold hier — deiner Augen Glanz,
So engelsgut und mild warst du:
So giengst du hin zu ew'ger Ruh';
Das Kreuz, das hier dein Grab nun schmückt:
So hat dein Leiden dich bedrückt. —



Mein Gebet.

O! höre huldvoll meine Bitte,
Mein Gott! du, aller Gnaden Born;
O! schaue mild aus deinem Himmel
Herab auf deinen ärmsten Sohn.
Barmherziger, o! sei barmherzig!
Ergieß' auf mich all' deinen Born,
Nur sie, die ich so innig liebe,
Nur sie von jeder Unbill schon'!

Du hast des Kummers vollste Schale
Ergossen über meinem Haupt, —
Ich sah seit meinen ersten Tagen
Nur Sorgen um mein Lager stehn, —
Es hat die Ruhe aller Nächte
Der Schmerz, dein Vöte, mir geraubt, —
Und immer hab' ich Zorn und Drohn
In deinem Blicke nur gesehn;

Und immer schwerer fühlst' ich lasten
Auf meinem Haupte deine Hand
Und immer trug ich ohne Murren
Die Leiden all' von dir gesandt;
Und immer werd' ich's klaglos tragen,
Sei noch so drückend, herb mein Loß,
Demüthig werde ich dir's danken,
Was auch dein Wille je beschloß:

Nur meiner Mutter lächle gnädig,
Nur ihr gib Freuden du und Glück,
Für sie nur wende du zum Frieden
Des Lebens trügendes Geschick;
O! nimm von ihrem Pfad die Dornen,
Die ihr der blinde Haß gestreut,
Gebiete, daß nur duftige Blumen
Die Welt ihr bis zum Grabe heut!

Und kann ihr Glück sich fest nur gründen
Um meines eig'nen Lebens Preis:
O! Herr, es bricht ohn' deinen Willen
Vom grünen Baum kein einzig Reis,
Und keine Seele wird entrissen
Der Erde ohne dein Gebot —
In deiner Hand ja liegt das Leben,
In deiner Hand nur liegt der Tod!

So höre, Herr, auf meine Bitte,
Die ich dir stelle demüthsvoll;
Die Bitte die dem treuesten Herzen,
Der reinsten Liebe nur entquoll:
Nimm alles Glück mir, allen Frieden,
Und lasse alles sie nur erben;
Als Opfer — Herr — nimm dir mein Leben
Lass mich für meine Mutter sterben!



Trost.

Und du glaubtest, was sie sagten,
Was sie dir von mir erzählt:
Dass mir Gottesfurcht und Tugend
Alle Frömmigkeit auch fehlt?!

Dass ich geistig für die ew'ge
Seligkeit hin gänzlich todt,
Weil ich nicht an Höl' und Himmel
Glaube und auch nicht an Gott?!

Und du hast in Angst und Sorgen
Viel um deinen Sohn geweint,
Und du hast mich schon verloren,
Ewiglich verdammt gemeint?!

Tröste dich, du liebe Mutter!
Gar so schlimm wird's noch nicht stehn,
Und ich werd' dem ew'gen Richter
Ruhig einst in's Auge sehn.

Denn, o Mutter! die den größten
Gottesleugner mich genannt,
Hätten sicher einst den Heiland
Auch zum Kreuzestod verbannt!



Muttersehnen.

Ob du auch stehst im reifen Mannesalter
Und gegen Freud und Leid bist längst gestählt
Kann dennoch ein Gefühl dein Herz beschleichen,
Dass dich mit Schmerz und süßer Wehmut quält.

Am Grab' der Mutter fließen deine Thränen,
Da fühlst du dich verarmt und fühlst dich schwach,
Du denkst deiner heitern Kindertage,
Und jener Stund', in der ihr Auge brach.

Du denkst der Freuden, die sie dir bereitet,
Der schweren Sorge, die allein sie trug
Und in ihr treues Mutterherz verschlossen,
Bis dass das schwergeprüfte nimmer schlug.

Da fühlst du erst, was sie dir einst gewesen,
Die dich gepflegt mit zärtlicher Geduld,
Und fühlst, dass du für ihre Mutterliebe
Noch immer nicht bezahlt die heil'ge Schuld.

Und selbst am Ende deiner Lebenstage,
Wenn du als siecher Greis zum Grabe wankst,
Sähst du noch einmal gern in's Aug' der Mutter,
Der du so vieles — der du alles dankst.



Sonett.

Wie oft nach glüh'nden, heißen Sommertagen
Am Horizonte drohend steigt empor
Der graue wetterdüst're Wolkenflor;
Wie dann die Allnatur in lauten Klagen

Erseufzt und stöhnt, vom Sturme wundgeschlagen,
Bis sich erlösend leise drängt hervor
Des frischen neuen Abends Purpurflor,
So friedenssegnend, hoffnungsvoll getragen,

In dem sich vor dem Schrecken sieht geborgen
Die Allnatur bis zu dem nicht'gen Wurm',
Und fröhlich neu erfrischt an ihm sich labend;

So sehnt nach „einem“ warmen Lebensmorgen
Durch einen bangend langen Lebenssturm,
Das Herz sich nach des Lebens Friedensabend'.



Sonett.

Der schönste Stern, der dort am Himmel geht,
In seinem glänzend hehren Strahlenlicht,
Er muß alsdann erblaffen — leuchtet nicht,
Wenn leiſ' der Morgenhauch die Luft durchweht,

Wenn er den Purpurſaum der Sonn' erfleht,
Ihn küßt Uranien in's Angeſicht,
Und Roſen er in's dunkle Haar ihr ſlicht,
Der junge Tag am Himmel ſtrahlend ſteht :

So leuchteten auch mir wohl hochgetragen
Von meinem Himmel tauſend Freudenſterne
In längſt vergang'ner, zauberhafter Nacht,

So war auch mir nach frohen Jünglingstagen,
Wenn ſpät auch und in weiter, weiter Ferne
Des Lebens Tag, des Lebens Glück erwacht.



Traumfeen.

Wir tanzen und schweben so fröhlich dahin,
Durch grünende, duftende Felder,
Dahin über Thäler mit heiterem Sinn'
Durch Wiesen und Fluren und Wälder.

Wenn heller der Mond dort am Himmel erscheint
Und silberhell strahlet hernieder,
Dann ziehen wir aus in den Reihen geeint,
Im Klange der rauschenden Lieder. —

Wir huschen so leise durch Wald und durch Flur
Im graulichen Nebel dahin,
Es kennt uns noch niemand, als Mutter Natur,
In unserem heiteren Sinn. —



Wellenspiel.

Des Meeres Wellen brechen
Sich an dem grünen Strand
Und werfen spielend Perlen,
Korallen an das Land.

Und auch dem Menschenherzen
Bringt manche Trübsal mit
Als Trost in tiefen Leiden:
Ein einfach Liebeslied.



Frage.

Der Himmel blau, die Erde grün,
Und sonnenwarm die reine Luft,
Ringsum die Bäume weiß erblüht,
Zum Herzen dringt der Fliederduft.

Der Lerchensang so hell ertönt,
Die Quelle murmelt lockend fast —
O! sagt mir: warum unverföhnt
So Mancher seinen Bruder haßt?



Wellenspiel.

An dem Felsen bricht die Brandung
Sich wie stockig weißer Schnee,
Wie am Menschenherz das Leben
Sich mit jeinem Leid' und Weh'.

Doch die Stürme fahr'n vom Riffe
Stein auf Stein zum fernen Strand,
Bis die Wogen kreisend spielen,
Wo einst fest der Felsen stand.

So entreißt dem jungen Herzen
Auch das Leben jedes Glück,
Läßt ihm statt der Liebe Freuden
Nur des Lebens Leid zurück.



Auferstehung.

Deckt auch die weite Flur mit Schnee
Des nord'schen Winters Härte,
Ein einz'ger Hauch von Frühlingsluft
Und wieder grünt die Erde.

Und mag das Herz sich auch vor Leid
Mit starrem Eis umschlingen,
Oft kann ein einzig's Liebeswort
Ihm neuen Frieden bringen.



Gnomen.

Triff Kränkung dich, so heb' die Hand,
Schreib nieder sie — doch nur in Sand;
Wohlthaten, die dir andre gaben
Sollst du in ew'gen Marmor graben,

Dass zwischen Unbill und Verzeihung
Verfließe keine einz'ge Stunde;
Vom Grolle nur stets aufgerissen
Heilt nimmer mehr die Herzenswunde.



Weit und breit.

Julimonat, heiße Sonne,
Dennoch Tage voll der Wonne;
Hoch das Herz im Busen schwellt,
Wogt die goldne Frucht am Feld,
Und im Moos der grünen Auen
Bunte Blumen sind zu schauen;
Auf den Fluren weit und breit
Strahlt des Sommers Herrlichkeit.

Milde liegt die Abendsonne
Auf der fernen Berge Krone,
Bis sie glühend untersinkt,
Ihre letzten Grüße winkt,
Und am Himmelszelt, dem dunkeln,
Millionen Sterne funkeln;
Auf den Fluren weit und breit
Strahlt des Sommers Herrlichkeit.



Sprüche.

1.

Wie des Winters Eis und Schnee
Jede Blüte bannt,
Hat des Herzens Wintersturm
Nie Gefühl gekannt.

2.

Still in der Brust verschloß'ner Kummer,
Der sich nur klagt, ist wahres Leid,
Der nur aus träumend schwerem Schlummer
Sich selbst erwachend, Hoffnung heut.

3.

Du fühlst vom Schicksal dich gehoben?
Nein, Jüngling, sieh dich vor:
Um tiefer dich zu stürzen
Zog's höher dich empor.

4.

Die Wunde, die geblutet,
Sie heilet endlich noch,
Reißt ihr sie nochmals auf —
Verblutet sie dann doch.

5.

Bläst der Sturm in die Spreu,
Sagt er sie wirbelnd fort:
Zeigt euch so leicht und zerfleint,
Fasst euch ein einziges Wort.

6.

Halte dem Menschen den Spiegel,
Wird er sein Bildnis wol schmäh'n, —
Mal' ein geschmeicheltes Bild ihm:
Wird er getroffen sich seh'n.

7.

Wo eine Sonne glüht
Sieht man kein Sternenlicht, —
Wo eine Rose blüht,
Denkt man der Knospe nicht.



Erinnerung.

Viele edle Männer schieden,
Die des Geistes Kraft erneu't,
Männer, deren Werk hiernieden
Nur der Menschheit war geweiht;

Deren all' ihr schönes Streben
Einem Ziel nur zugeeilt,
Welche durch ihr ganzes Leben
Sich nur ihrem Volk geweiht;

Die in Lieb und Leid gestritten,
Die durchträumt ein Menschenglück:
Lieder sagen's, was sie litten,
Lieder bringen's uns zurück.



Träumerei.

Brüstend hob die schlanke Tanne
Hoch ihr Königshaupt empor,
Drängte sich von tausend Schwestern
Überragend stolz hervor.

Träumend stand die Weide neben
Einfach, schmucklos, grünbelaubt,
Senkte still, in Leid entschlummernd,
Trauernd, sanft ihr träumend Haupt.

Hab' mich an den Baum gelehnet,
Habe mit dem Baum geträumt,
Bis mit seinem Friedensschleier
Uns der Abend heid' umsäumt.



Erinnerung.

Und ist dein Leben noch so rein
Und freudenvoll bewegt,
Wenn jeder Morgen neue Lust
Und Freude zu dir trägt:

Gibt's einen Tag doch, der wohl dann
An's arme Herz dir schlägt:
Gibt's einen Tag, der bitterlich
Dein armes Herz erregt:

Bei aller Freude, die er bringt
In's Herz, bei allem Glück',
Wenn je ein Kummer dich gedrückt, —
Er bringt ihn dir zurück. —

Und hast gelitten du, gekämpft
Den härtesten Lebenskampf,
Und zuckt dein arg gequältes Herz
Im letzten Odemskampf';

Gibt's einen Tag doch, der wohl dann
An's arme Herz dir schlägt,
Gibt's einen Tag, der milde dich
Aus deinem Leiden weckt:

Bei allem Kummer, der dich drückt, —
Die eine Stund' voll Glück,
Die du ein einzig Mal durchlebst,
Er bringt sie dir zurück.



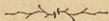
Parabel.

Die Trauerweide hat der Mai
In schlichtes Grün gehüllt;
Der Apfelbaum doch stand dabei
Mit Blüten überfüllt.

Im Sommer saß in seinem Schoß
So mancher Schmetterling,
Indes am Weidenzweige bloß
Der Thau wie Thränen hieng.

Im Herbst stand der Apfelbaum
Mit Früchten prangend da,
Indes man an der Weide kaum
Noch gelbe Blätter sah.

Der Winter doch hat nicht gefragt,
Ob dürftig oder reich?
Er kam im Sturm daher gejagt
Und machte beide gleich.



Abschied von den Jugendfreunden.

Viele schöne Jahre schwanden
Uns im heitern Jugendtanz!
Freundschaft und die Liebe wanden
Manchen blumenreichen Kranz,

Streuten manche schöne Blüten
Auf des Lebens ernst're Bahn,
Und die treuen Herzen glühten,
Ahnend nicht der Trennung Nah'n.

Von den heitern Jugendtänzen
Heißt die harte Pflicht Euch zieh'n,
Von den schönen, blum'gen Kränzen
Seht Ihr lange — keine blüh'n!

Doch warum denn gar so trübe,
So in Thränen unser Blick?
Eure Freundschaft, Eure Liebe
Bleibt ja noch bei uns zurück!

Und was uns die Brust beschweret
Bei des Abschieds herbem Schmerz,
Lebt noch, wenn Ihr wiederkhret,
In der treuen Freunde Herz!

Darum muthig, traute Brüder!
Wischt die Thräne aus dem Blick!
Kehret Ihr nur einmal wieder,
Lacht Euch noch viel süß'res Glück!



Heimweh.

(Nach einem bekannten Motiv.)

Was drängt sich dort am Käfig die Menge wohl so sehr?
Es schallt ihr staunend Rufen laut bis zu uns: „Hieher“
„O, kommt — und schaut — ein Löwe, ein Thier von
 sektner Art,“
„Das nie in solcher Größe bei uns gesehen ward.“

Dort — hinterm Eisengitter der Wüstenkönig liegt —
Durch Menschentrug und Listen gefangen und besiegt,
Gewaltfam seiner Freiheit, fast seiner Kraft beraubt,
Senkt er in dumpfem Brüten zur Erd' sein müdes
 Haupt.

Noch ist die alte Würde in ihm nicht ganz erstickt,
Und mit dem alten Stolze er stets noch um sich blickt;
Noch immer nicht gebrochen ist auch sein Heldensinn,
Doch ist durch lange Knechtschaft längst seine Kraft
 dahin.

Und müd' ist er und Krankheit vergiftet sein Geblüt,
Und Sehnsucht nach der Freiheit durchzittert sein Gemüth;

Er streckt sich auf die Erde und schließt die Augen zu,
Im Schlafe will er suchen Vergessenheit und Ruh'.

Ihn stört kein Lärm und Schreien, er schlummert jetzt,
er träumt, —

Bis daß ein neues Leben aus seinen Träumen keimt;
Und sieh: schon bricht in Scherben die Kette, die ihn hielt,

Und vor ihm schwebt der Heimat niemals vergess'nes Bild, —

Mit ihren grünen Auen und ihrer Wälder Pracht,
Mit ihrer gold'nen Sonne und sternehellen Nacht —
An der Däsenquelle steht er im Palmenwald,
Wo mächtig seine Stimme wie lauter Donner schallt;

Es fliehen die Gazellen — das gibt 'nen blut'gen Schmaus!

Und wieder in die Steppe geht er auf Beute aus,
Und wieder trifft Rivalen er in der Wüstenei,
Und da — in heißen Kämpfen träumt er: er wäre frei!

Er fühlt als Helden wieder sich frei im freien Land,
Fühlt wieder an den Füßen den heißen Steppensand,

Er fühlt in seinen Gliedern die alte Kraft aufs neu,
Springt auf und — stoßt ans Gitter — das Traumbild
bricht entzwei.

Nicht steht er in der Wüste, nicht an der Quelle Rand —
Mit seinem Freiheitstraume die alte Kraft auch schwand;
Nur Bretterwände sieht er, kein wogend Palmenmeer,
Und stöhnend sinkt er nieder — will träumen nimmer=
mehr!



Unser Österreich.

Öfter hört' ich Greise sagen
Die schon manche Zeit erlebt,
Wie man in der Vorzeit Tagen
Edler, trefflicher gestrebt,
Wie der Lieb' und Freundestreue
Ganz sich einst ein Herz geweiht,
Wünschte mich um alles Neue
Oft in jene ferne Zeit.

Wieder andre hört' ich sagen,
Welche weit die Welt durchreist,
Wie sich jenes Volk betragen,
Wie man jene Städte preist,
Wie sich dort die Geister binden
Mit der Künste gold'nem Band,
Sehnte mich aus manchen Gründen
Oft in jenes ferne Land.

Keiner doch soll mich bereden:
Unſ're iſt die ſchön're Zeit!
Unſer Land iſt auch ein Eden,
Deſſen ſtolz das Herz ſich freut.
Schön gelichtet iſt der Himmel,
Schöner ſtrahlt des Friedens Licht.
Ruhig in dem Weltgetümmel
Wohnt ſich's hier voll Zuverſicht.

Ohne Glück iſt keine Zone,
Ohne Liebe ſchlägt kein Herz!
Zu der „Wahrheit lichteſten Throne“
Blicken wir auch himmelwärts.
„Edele Freunde“ nah' und ferne
Bieten freudig uns die Hand,
Und der Künſte helle Sterne
Leuchten ſchön dem Vaterland!





